

Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2., vollständig überarbeitete Aufl. Hg. von *Wilhelm Kühlmann* in Verbindung mit *Achim Aurnhammer* u. a. 12 Bde. de Gruyter, Berlin – New York 2008–2011. XLIV/605, VIII/596, VIII/585, XXII/655, VIII/652, VIII/670, IX/705, IX/739, IX/714, IX/796, IX/793, IX/737 S., zus. € 2.926,-.

Die erste Auflage dieses Lexikons erschien zwischen 1988 und 1993. Seitdem ist viel passiert: Es wurden drei deutschsprachige Nobelpreisträger und -preisträgerinnen gekürt; die DDR ist untergegangen; eine eigene „Wende“-Literatur ist entstanden und wieder verblüht, etliche politische Kontroversen wurden auf dem Feld der Literatur ausgefochten, die „Pop-Literatur“ hat sich etabliert, ein kurzlebige „Fräuleinwunder“ wurde gefeiert und einige tausend Literaturpreise wurden verliehen.

Es versteht sich, dass nach diesen 20 Jahren der Artikelbestand für die Neuauflage des Lexikons erweitert werden musste, und auch die Konzeption wurde etwas verändert:¹ Die beiden Bände mit Sachbegriffen sind weggefallen, das kann man vertreten. Problematischer ist das Streichen der Bildteile, mit denen die Bände der ersten Auflage üppig, wenn auch in lieblosem Design, versehen waren. Denn für die moderne Literaturwissenschaft sind „Bilder“ mehr als ein Augenreiz für ein lese müde gewordenes Publikum. Bilder sind eine Erkenntnisquelle, die auch die Germanistik längst routinemäßig nutzt.

In der Verlagsankündigung werden einige Zahlen genannt: Das Lexikon enthält 8000 Artikel, 1000 Autoren wurden für die Neuauflage hinzugefügt, davon 600 Einträge zur Gegenwartsliteratur; allein das ergäbe schon einen stattlichen Band, den separat zu publizieren man durchaus erwägen sollte. Angesichts dieser Fülle wird man dem Lexikon ernsthafte Lücken nicht vorwerfen können. Die Schriftsteller der dritten und vierten Reihe haben ihren Platz gefunden, und auch die abgelegeneren Regionen der Literaturgeschichte sind gut besetzt. Im Gang durch die Jahrhunderte stößt man auf den – neu aufgenommenen – Kirchherrn zu Sarnen Rost, den Verfasser von neun Minneliedern; im 13. Jahrhundert findet man Gertrud von Helfta, im 15. Jahrhundert begegnet man dem Kurzepiker Michel Wyssenherre. Ab dem 18. Jahrhundert sind dann die Frauen stärker vertreten. Die Unterhaltungsschriftstellerinnen Charlotte Ahlefeld und Benediktine Naubert finden sich; daneben stehen Carl Grosse mit seinem *Genius*, dem Vorbild für Schillers *Geisterseher*, oder der Kinderbuchschriftsteller Jakob Glatz. Das 19. Jahrhundert verzeichnet Liesbeth Dill und Marie

¹ Die ersten drei Bände des Lexikons wurden bereits von Peter Frenz in *Arbitrium* 28 (2010), S. 1–4, besprochen, wo er auch die Grundanlage des Werks charakterisiert und kritisch würdigt. Auf die dabei bereits besprochenen Aspekte wird hier nicht weiter eingegangen.

Nathasius; die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts führen Vicky Baum auf und Ferdl Weiß, ebenso die Prager Autoren F. C. Weiskopf und Oskar Baum. Aber auch der NS-Lyriker Herybert Menzel wird knapp gewürdigt, ebenso wie der NS-Drehbuchautor und „Derrick“-Erfinder Herbert Reinecker. In der Gegenwartsliteratur sind der österreichische Kriminalroman-Autor Wolf Haas, der Liedermacher und Romancier Franz Josef Degenhardt – aber auch Hildegard Knief – und Günter Wallraff, der Aspekte-Preisträger und Romancier Christoph Peters und die vom Feuilleton umjubelte Sibylle Lewitscharoff vertreten – kurz: in diesem Lexikon findet man mehr, als man je suchen würde. Angesichts dieser weit gespreizten Autorenfülle kann es nur ein unglückliches Versehen sein, dass Ralph Giordano vergessen wurde. Kurios ist die Herausgeber-Entscheidung, Mutter und Schwester Goethes in einem neu aufgenommenen gemeinsamen Artikel zu behandeln, auch den „Brüdern“ Jacob und Wilhelm Grimm wird kein je eigener Artikel zugestanden.

Die Gender-Agenda wird brav abgearbeitet. In dieser Hinsicht muss sich das Lexikon keinen der üblichen Vorwürfe gefallen lassen, auch wenn Alice Schwarzer und Charlotte Roche fehlen. Ein kleiner Schwachpunkt findet sich aber an anderer Stelle: Wenn man die rund 60 Preis- und Förderpreisträger des seit 1985 verliehenen „Adelbert-von-Chamisso“-Preises in den Blick nimmt, mit dem deutsch-schreibende Autoren „nicht-deutscher Muttersprache“ ausgezeichnet werden, dann tun sich doch Lücken in der „Migranteliteratur“ auf: knapp die Hälfte der Preisträger hat Eingang in das Lexikon gefunden – immerhin, aber vielleicht doch zu wenig angesichts der großzügigen Redaktionspolitik, die die Herausgeber insgesamt pflegen.

Die Konzeption des Lexikons folgt schon seit der ersten Auflage offensichtlich dem Grundsatz: „Genug ist nicht genug.“ Die Philosophen und Publizisten sind üppig vertreten, keineswegs nur, wie der neue Herausgeber statuiert, wenn sie „Beiträge zur Ästhetik sowie zur allgemeinen Literatur- und Kulturtheorie geliefert haben“ (Bd. I, S. X). Das gilt für Hegel und Kant, für Dilthey und Franz Mehring, für Max Bense und für Heidegger, zur Not auch noch für die Brüder Humboldt, Karl Marx und Friedrich Engels, für Ernst Cassirer und Hans Blumenberg. Aber gilt es auch für den Geowissenschaftler Alfred Wegener oder den Geografen Friedrich Ratzel? Rudolf Carnap ist ein wichtiger Wissenschaftstheoretiker des 20. Jahrhunderts – aber in ein Literaturlexikon gehört er nicht hinein, zumal dann nicht, wenn sein einziges halbwegs literarisches Werk, seine staubtrockene Autobiografie *Mein Weg in die Philosophie*, im Text nicht einmal erwähnt wird. Albert Einstein ist aufgenommen, warum nicht Werner Heisenberg; Werner Sombart, aber warum nicht Joseph A. Schumpeter? Bei anderen Kulturgebieten verhält es sich ähnlich: Warum Mozart und nicht Beethoven? Der Kriminologe Hans von Hentig ist vertreten; sein Neffe Hartmut von Hentig

fehlt. Dafür findet sich Paul Geheeb, der Gründer der Odenwaldschule, aber niemand hätte ihn vermisst. Und wenn Joseph Goebbels – er sogar mit einem neu verfassten Artikel – und Alfred Rosenberg vertreten sind, warum dann nicht auch Walter Ulbricht oder Kurt Hager? Den Fachmann erfreut es, wenn er unvermutet auf einen Artikel über Carl von Clausewitz stößt – aber gehört er wirklich in ein „Literaturlexikon“, und vor allem: wer wird ihn hier suchen? Hier wurde doch offensichtlich am Bedarf, der durch das zu vermutende Nutzerverhalten definiert wird, vorbeigeplant.

Dass Habermas in ein deutsches Literaturlexikon gehört, scheint zur lexikografischen Folklore zu gehören, obwohl er wohl seit Kant der deutsche Philosoph ist, der die geringsten Bezüge zur Literatur hat. Warum aber dann nicht auch sein Generationsgenosse und Professorenkollege Joseph Ratzinger – auch er ein deutscher Intellektueller mit weltweiter Wirkung? Zur Folklore gehört auch, dass man eher die linksliberalen Intellektuellen berücksichtigt, sodass man in diesem Lexikon Armin Mohler, Joachim Ritter, Helmut Schelsky, Hermann Lübke, Hans Maier nicht findet, aber immerhin doch, wenn auch knapp, Friedrich von Gentz, Carl Schmitt und Arnold Gehlen. Bei der Auswahl der Autoren hätte man sich klarere Konturen gewünscht.

Denn auch wenn es paradox klingen mag: gerade der Zwang zur Beschränkung ist der Mehrwert eines gedruckten Lexikons gegenüber einem digitalen Online-Lexikon. Denn die Beschränkung des Raums zwingt zur kanonisierenden Reflexion über Qualität und Bedeutung eines Schriftstellers, und die im Laufe der Jahre schwindende Aktualität eines gedruckten Lexikons fordert die Redakteure zur vorausseilenden Überlegung dazu auf, welcher Autor die nächsten Jahrzehnte wohl überdauern wird.

Dieses Lexikon verspricht eine „2., vollständig überarbeitete“ Auflage. In einem formalen Sinne ist das auch richtig: alle Artikel wurden bibliografisch ergänzt. Aber der Nutzer erwartet doch mehr als ein paar neue Literaturangaben. Und hier wird es heikel. Die Artikel dieser zweiten Auflage bestehen zum guten Teil aus Altbeständen. Auch wenn es sich nicht beziffern lässt – die Redaktion wird es wissen, aber nicht verraten –, ergibt sich nach monatelangen Kreuz- und Querzügen durch das Lexikon doch der Eindruck, dass ein erheblicher Teil der Einträge nur bibliografisch aktualisiert wurde. Das ist keineswegs immer so, Theodor Gottlieb von Hippel etwa hat einen ganz neuen Artikel spendiert bekommen, sein fast gleichaltriger Zeitgenosse Johann Karl Wezel jedoch nicht. Warum das so ist, weiß man nicht, denn neue Einsichten zu Hippel liegen eigentlich nicht vor. Anders ist es bei Ernst Wiechert, über den man inzwischen mehr und Differenzierteres weiß als vor zwei Jahrzehnten; der Lexikonartikel wird jedoch inhaltlich unverändert aus der ersten Auflage übernommen. Manches wird man hier dem Zufall überlassen haben.

Wenn man dem Höhenkamm der deutschen Literaturgeschichte folgt, also „die großen Autoren des etablierten Kanons“ (Bd. I, S. VII) betrachtet, dann ergibt sich eine leicht oszillierende Linie, deren Verlauf markiert wird durch das *Nibelungenlied*, Grimmelhhausen, Goethe, Büchner, Kafka, Brecht, Grass und drei Dutzend weitere Autoren dieser Kategorie. Ziemlich genau die Hälfte dieser Artikel wurde kaum verändert abgedruckt. Bibliografisch ergänzt wurden sie immer, meist finden sich minimale stilistische Änderungen und oft ein ergänzender Absatz zur Rezeptions- und Forschungsgeschichte. Diese Artikel wurden zum größten Teil von anerkannten Fachleuten verfasst, deren Sachkunde niemand bezweifeln wird. Aber öfters hätte man dem Herausgeber doch den Mut gewünscht, einer jüngeren Wissenschaftlergeneration zu vertrauen, damit den veränderten methodischen und Interessenlagen, den neuen Fragestellungen des Fachs eine Chance gegeben würde, sich auch lexikalisch zu profilieren. Denn ein lexikalisches Großunternehmen ist immer auch ein Stück Wissenschaftsgeschichte, an dem man die Entwicklung des Fachs ablesen können sollte. Das ist hier nur eingeschränkt der Fall.

Andererseits: Nicht wenige der großen Schlüsselartikel zeigen, dass auch die alten Germanisten den Anschluss nicht verloren haben. Dass der Artikel über Günter Grass aus gleicher Feder – der Volker Neuhaus' – grundsätzlich neu geschrieben werden musste, versteht sich; bei kaum einem anderen deutschen Autor dürfte in den Jahrzehnten zwischen der ersten und zweiten Auflage soviel passiert sein – literarisch wie biografisch wie politisch. Dem trägt der neue und stark erweiterte Artikel Rechnung. Natürlich sind neben Grass auch die Nobelpreisträgerinnen Jelinek und Müller stark aufgewertet worden. Vor einer anderen Herausforderung steht der Autor des Gryphius-Artikels, Eberhard Mannack: Er arbeitet seinen alten Artikel behutsam um, akzentuiert moderne Forschungsdiskussionen und relativiert in deren Gefolge die alten, religiösen Deutungsmuster der Dramen zugunsten der staatsrechtlich orientierten neueren Fragestellungen. Ähnlich verfährt auch Christian Kiening im Wolfram-Artikel und in seinem Beitrag über Johannes von Tepl.

Ein lexikalisch lehrreicher Fall ist der Goethe-Artikel: Der alte Artikel von Dorothea Hölscher-Lohmeyer wurde von Benedikt Jeßing pietätvoll überarbeitet. Jeßing behält die Grundstruktur bei, findet aber durch unauffällige Eingriffe in den alten Text einen moderneren Zugang zum Autor. Die erste Fassung ist detailfreudiger, blumiger, narrativer; und vor allem folgt sie mit großer Ehrerbietung weitgehend der Selbstdeutung Goethes mit vielen Zitaten aus Werk und Briefen. Jeßings Fassung ist deutlich distanzierter, nüchterner und damit insgesamt lexikongemäßer. Nur bei ihm erfährt man, dass Christiane Vulpius eine „Arbeiterin in Bertuchs Papierblumenfabrik“ war (Bd. IV, S. 286), was ja für den Weimarer Hof nicht ganz ohne Bedeutung war; bei Hölscher-Lohmeyer ist sie 23jährig und sonst nichts. In solchen atmosphärischen Details zeigen sich eben nicht nur unterschiedliche Temperamente von Wissenschaftlern, sondern auch unspektakuläre neue Zugänge, wie sie sich im Wandel der Wissenschaftlergenerationen entwickeln.

Es wäre illusorisch, solche Umarbeitungen für alle Artikel dieser zwölf Bände zu verlangen. Niemand wird die Nöte des Herausgebers und der Redaktion gering schätzen, für eine Neuauflage gut 1000 ehemalige – diese Zahl wurde bei der Erstauflage genannt – und wahrscheinlich etliche hundert neue Mitarbeiter zu orchestrieren; dabei muss manches durch das Sieb fallen, was eigentlich der Revision wert gewesen wäre. Der großzügige Rückgriff auf den alten Artikelbestand macht das Lexikon durchaus nicht wertlos. Namen, Daten, Zahlen, Fakten haben Bestand, und auch ein philologisch sorgfältig erarbeitetes Deutungsmuster für Autoren und ihre Werke muss nach zwei Jahrzehnten nicht veraltet sein.

Manche Ungenauigkeit wurde in der neuen Auflage beseitigt, die ein oder andere aber auch hinzugefügt: Der sachkundige Co-Autor des Karl-May-Artikels, Helmut Schmiedt, verweist die Behauptung der Erstauflage, Adolf Hitler habe zu den Zuhörern von Mays berühmtem Wiener Friedens-Vortrag gehört, ins Reich der Legende; der Verfasser des neuen Peter-Weiss-Artikels lässt den Autor als Sohn eines „tschechoslowak.“ Textilkaufmanns geboren werden, zwei Jahre vor Gründung der Tschechoslowakei. Mustergültig ist dagegen die Neubearbeitung des Kempowski-Artikels: Kempowski stand trotz aller Publikumserfolge – auch aus politischen Gründen – lange Zeit im Schatten der germanistischen Wahrnehmung. Seit dem *Echolot* hat sich diese Wahrnehmung deutlich gewandelt. Statt der zwei Spalten der Erstauflage widmet die Neuauflage dem Autor mehr als dreimal so viel Raum. Dabei werden nicht nur die seit der Erstauflage neu erschienenen Texte und die Rezeptionsgeschichte gewürdigt, sondern auch die alten Texte neu bewertet: Jetzt steht Kempowski mit *Tadellöser & Wolff* in der Tradition eines Balzac, Zola und Thomas Mann: „Das Erzählverfahren ist dezidiert modern gehalten“ (Bd. VI, S. 363). Das war es in der ersten Auflage des Lexikons noch nicht.

Ein eigenes Kapitel sind die politischen Windungen und Wendungen, die das deutsche 20. Jahrhundert mit seinen zwei Diktaturen auch für die Literaturgeschichte und damit für die Lexikografie mit sich gebracht hat. Das wäre eine eigene Studie wert; hier nur einige Hinweise. Die aktuelleren politischen Kontroversen werden sauber aufgearbeitet. Martin Walsers Paulskirchen-Rede und ihre Folgediskussionen ebenso wie Handkes Serbienreiseberichte, mit Abstrichen auch die Stasi-Debatten um Christa Wolf, werden prägnant und sachlich ohne allzu apologetischen Unterton, referiert.

Ein hübsches Beispiel für den Wandel auch der literaturpolitischen Zeiten nach der „Wende“ ist der Brecht-Artikel von Jan Knopf. Der Verfasser lässt seinen Artikel fast unverändert, nutzt aber die Gelegenheit zu einigen unauffälligen politischen Umakzentuierungen des Autors: In der zweiten Auflage wird er zum DDR-Dissidenten umstilisiert. Das kann man so sehen, auch wenn er ein sehr stiller Dissident war, und Knopf führt entsprechende Belege neu an: Dass

Brecht etwa die SED nach dem 17. Juni 1953 als „Naziapparat“ bezeichnet hat, erfährt man erst in der zweiten Auflage des Lexikons, und während in der ersten Auflage die *Heilige Johanna* als „marxistisches“ Stück gilt, ist sie in der zweiten nur noch ein Stück über „ökonom. Spekulation“ (Bd. II, S. 151, 154).

Politische Probleme gibt es auch bei vielen anderen Autoren. Lothar Schreyer muss man nicht in ein solches Lexikon aufnehmen, aber wenn man es tut, sollte man erwähnen, dass er zu den öffentlichen Unterstützern Adolf Hitlers im Jahre 1933 gehörte und im gleichen Jahr eine rassistisch getönte *Mystik der Deutschen* vorgelegt hat – da erweist sich die Wikipedia dem Lexikon überlegen. Paul Hindemith wurde aufgenommen und seine Zusammenarbeit mit Brecht und Benn wird gewürdigt; seine Emigration in die Türkei wird erwähnt, nicht jedoch seine Funktionärstätigkeit in der Reichsmusikkammer und sein Treueid auf Hitler.

Hans Dieter Schäfer – er erhält selbst als Lyriker und Essayist einen Beitrag – hat in den 1980er Jahren gezeigt, dass die deutsche Nachkriegsliteratur keine Frucht unbefleckter Empfängnis war. Die meisten Autoren hatten auch zuvor schon eine literarische Biografie. Dieser Spur sind bis heute noch nicht alle Germanisten gefolgt. Wolfgang Borchert veröffentlichte 1943 im *Hamburger Abendblatt* sein „Requiem für einen Freund“, im Lexikon beginnt seine schriftstellerische Laufbahn erst 1947. Über Alfred Andersch weiß man inzwischen durch die Biografie Stephan Reinhardts, dass seine schriftstellerische Karriere ebenfalls im „Dritten Reich“ begann und dass er bei ihrer Beförderung keine persönlichen und familiären Rücksichten nahm – kein Wort davon im Lexikonbeitrag. Geschickter geht der Autor des Beitrags über Hans Werner Richter mit dem unbequemen Problem um: Richters fünf während des „Drittens Reichs“ erschienene Erzählungen, von denen die erste Auflage noch nichts wissen konnte, werden rechnerisch korrekt und politisch unanstößig zu „ersten literar. Versuchen in den 1930er Jahren“ (Bd. IX, S. 618).

Und schließlich haben Schriftsteller nicht nur ein Vor-, sondern auch ein Nachleben, das sich in einer zweiten Auflage oft anders darstellt – oder anders darstellen sollte – als in der ersten. Der Kafka-Artikel enthält einige Zeilen zur Rezeption; erwähnt wird, wie schon in der 1. Auflage, dass er im „Dritten Reich“ als „dekadent“ verfemt wurde. Dass er in der DDR dem gleichen Verdikt verfiel, hätte man auch sagen können. In den an sich sachkundigen Gustav-Freytag-Beitrag von Edda Ziegler hätte schon in der ersten Auflage eine rezeptionsgeschichtliche Bemerkung gehört: Die enorme Erfolgsgeschichte von *Soll und Haben* ist 1977 abrupt zu Ende gegangen, weil der DDR-Literaturhistoriker Hans Mayer anlässlich einer geplanten Fernsehverfilmung durch Rainer Werner Fassbinder eine vernichtende Rezension in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* schrieb, die im Vorwurf des Antisemitismus und des Antislawismus gipfelte und

die Karriere des Buchs beendete. Das erfährt man im Lexikon nicht. Ungeschickt ist es sicher, wenn der Artikel über Victor Klemperer um nur einen Satz ergänzt wird, der sich auf die 1995 erschienenen *Tagebücher* bezieht. Dass durch die Entdeckung der Tagebücher das Bild des Autors spektakulär verändert, dass eine wesentliche Vertiefung des Wissens über das „Dritte Reich“ ermöglicht, dass auch die literarische Gattung des ‚Tagebuchs‘ um eine neue Facette angereichert wurde, kann so nicht deutlich werden.

Wo viel Licht ist, ist starker Schatten, das kann nicht anders sein. Aber in der Summe darf die Literaturwissenschaft froh sein, dass sie noch einmal ein solches Großunternehmen hervorgebracht hat. Die Zeiten, in denen zwei oder drei Wissenschaftlergenerationen über Jahrzehnte an Nachschlagewerken dieser Dimension arbeiteten und man dem Veralten der ersten Bände zuschauen konnte, lange bevor der letzte erschienen war, sind vorbei. Es ist eine gewaltige herausgeberische und verlegerische Leistung, innerhalb dieser wenigen Jahre eine solche Neuauflage realisiert zu haben, und die unübersehbaren Mängel sind nun einmal der Preis, der dafür zu zahlen ist. Aber wenn man allzu oft alten Wein in neuen Schläuchen ausgeschenkt bekommt, hinterlässt das doch manchmal einen schalen Nachgeschmack. Die neuen Schläuche allerdings machen sich nicht schlecht: Gegenüber der faden Umschlaggestaltung der Erstausgabe hat die Neuausgabe haptisch wie optisch deutlich gewonnen – abgesehen von der unseligen Verlagsmarotte, den Rückentitel auf amerikanische Weise von oben nach unten laufen zu lassen, wodurch das Lexikon zum ästhetischen Störenfried in den Bücherregalen des „deutschsprachigen Kulturraums“ wird.

Peter J. Brenner: Technische Universität München, Munich Center for Technology in Society, Carl von Linde-Akademie, Arcisstraße 21, D-80333 München, E-mail: peter.brenner@tum.de